Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1910-1911)

Artikel: Gertrud
Autor: Reinhart, Josef
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750361

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GERTRUD

Von JOSEF REINHART

Gertrud Matter band im Garten die Rosen auf, die der Wetterwind gestern zerzaust; denn hier oben auf dem Matterhof, da greift er herzhaft zu, wie um seine Lust zu büßen, nachdem er unten im Grund, wo die Häuser hinter Bäumen kauern, vergebens sich gemüht. Und da oben sind die Leute auch ein wenig windherb geworden, aber daneben auch helläugig, da sie oft den ganzen Tag bei ihrer Arbeit auf den Feldern oder im Garten den Blick ins Farbenspiel der Berge tauchen dürfen.

So war der Amtsrichter gewesen, der mit dem breiten schwarzen Hut; so war seine Frau geworden, des Pfarrers Schwester, die doch heraufgekommen war aus dem Dorf, fast wie ein bleiches Geraniumstöcklein aus dem Keller. Und wie ein Bäumchen, dem früh der Stab verloren ging, war Gertrud aufgewachsen, da sie nie die Hand der Mutter gespürt; schlank und frei, aber biegsam, aufrecht in der Stille, sich beugend vor dem Wind, und wetterscheu. So war sie nach dem Tod der Eltern daheim geblieben bei ihrem Bruder, der jetzt den Hof besaß.

Aber heute, da sie die Rosen aufbinden wollte, da stand sie nun fast wie ein Bäumchen mit hängenden Blättern, dem ein Wurm an der Wurzel zehrt.

Seit Tagen war das liedfrohe Mädchen fast still und zahm, zaghaft und erschrocken gewesen, aber so wie heute noch nie, und war doch sonst gern bei den Rosen, die in Reihen am Rand der Gartenmauer standen und darüber hinaus ins Dorf hinab leuchteten, dass Markwald, der junge Doktor, wenn er über die Straße von einem Patienten zum andern ging, fast jedesmal einen Blick hinauf warf.

Während sie bei den roten hantierte, wollte sie ein Liedchen summen, aber die gelben Teerosen schauten herüber wie mit traurigen Gesichtern; da tönte eine alte wehmütige Melodie wieder in ihren Ohren, die halb vergessen, in diesen Tagen und Nächten wieder aufgetaucht und an ihrem dämmerfrohen Glück nagte.

Ihre weißen Zähne gruben sich wie im verhaltenen Schmerz in die volle Unterlippe, und eine kleine Falte über dem fein ge-

schwungenen Bug der Nase furchte sich tiefer unter der hohen starken Stirn, während die dunklen Augenbrauen sich nah zusammenzogen, dass sie wie zwei lange Schatten über den sonnenhellen Augen lagen.

„Ach, du bist dumm!“ sagte sie, hielt inne und atmete tief, dass der Spitzenrand des weißen Kleides, das ihren schlanken Hals freiließ, ein wenig zitterte. Sie lächelte und schüttelte den Kopf wie über einen Kinderkummer, aber die rundliche leicht gebräunte Hand und die schlanken Finger waren ungeschickt, wie aufgeregte Kinder. Und die feuerroten Rosen ließ sie hängen, unaufgebunden, und hob die losen Zweige der Teerose; als fasste ihre Hand sorgsam eines Kranken Haupt oder Arm, band sie mit Bast die Rose auf; einmal hielt sie inne, und ihre Wange färbte sich rot bis in die Wurzeln des dichten schwarzen Haares: „Ach, du bist dumm!“. Da hielt sie die größte in der Hand, und ihr Blick blieb auf ihr haften, als schaute sie in ein Gesicht.

Nun schon eine Woche oder zwei war sie so unruhvoll, so aufgeregt und aufgeschreckt, seit der Schulmeistersbub da unten nicht mehr auf die Bank kam hinter seiner Mutter Haus. Der musste kränker sein jetzt, schwach, dass er nicht mehr bei seinen Blumen saß und zu den Teerosen hinaufschaute. Und der Doktor kam auch zwei, dreimal aus der niedern Tür des Kranken, und Müeti geht gebückter als sonst über den Platz.

Gertrud wollte jeden Tag schon den Doktor fragen, wenn er kam: „Wie geht es ihm?“ Aber sie hatte das Wort nicht über die Lippen gebracht; er hätt' es ihr ansehen müssen, meinte sie; er hätte sie angeschaut mit großen Augen: „Was fragt Ihr so, Gertrud?“ Und sie wäre rot geworden und hätte ihm nimmer antworten können.

Sie hätte es vielleicht selber nicht gewusst: lieb ich ihn? lieb ich ihn nicht? den Blüemli, der geistlich werden sollte und todkrank heim zu seinem Müeti kam.

Blüemli hatte er geheißen im Dorf, von früh an, weil man den Flachskopf fast nie anders gesehen, als mit einer Handvoll Blumen nach den weißen Wolken blicken. Und wer von Blüemli sprach, der lächelte; denn er spreche närrische Dinge, hieß es; mit Blumen und Bäumen verkehre er und rede mit ihnen, lieber als mit Menschen. Als der Schulmeister, Blüemlis Vater, noch

lebte, sah man ihn an dämmernden Abenden mit dem Kind über Hügel und Gründe ziehen; oft blieben sie am Waldrand stehen und staunten nach Wolken, Vögeln, Büschen und Bäumen; oft saßen sie irgendwo am Waldrand; der Vater nahm sein Geigenspiel hervor und Blüemli schaute ihm in die Augen, wenn er spielte, als ob die Töne von seinem Munde kämen — oder er träumte still hinaus.

Dann starb der Vater früh an einer Krankheit, die die Ärzte selbst nicht recht erkannten. Auf dem Todbett hatte er noch zum Pfarrer gesagt: „Ein Dichter sollt' er werden, was ich hab' werden wollen!" —

Aber der Pfarrer lächelte gütig und im Mitleid: „Der Blüemli ist nicht von dieser Welt, muss geistlich werden!"

Fast scheu war Gertrud mit ihrem lichtheitern Wesen an der Schulmeistertür vorübergegangen, hatte fast die Augen niedergeschlagen, wenn sie dem Schulmeister begegnet war mit seiner hohen Stirn, der immer ein Gesicht trug auf der Straße und in der Schule wie ein Haus mit verhängten Fenstern. Einmal und ein andermal ging sie langsamer den weißen Weg hinab oder hielt im Garten in ihren Liedern inne, wenn aus dem Haus des Schulmeisters Geigenspiel quoll wie Geläut. Ein bisschen von der Scheu vor seinem Vater hatte Gertrud auch auf Blüemli übertragen. Sie hatte ihn nie recht gekannt; da er keine Geschwister hatte und der Vater zu Lebzeiten sein einziger Kamerad gewesen, hatte er nie den Steg gefunden, der zum Herzen der Nachbarskinder führt. Und seinem Müeti war unter der Sorge um den kargen Tag der Blick nicht hell genug geblieben, um dem Kind auf seinem Weg zu leuchten: So sah man ihn allein, mit Blumen oder Büchern, stehen oder staunen. Da Müeti oft kränklich war, blieb der Knabe oft bei den Großeltern irgendwo im Waldland drinnen. Als der Schulmeister gestorben, brachte der Pfarrherr den Knaben auf die Klosterschule. Dann wusste man nichts mehr von ihm, als dass er geistlich werden sollte. Müeti blieb allein, bis der Sommer kam, da sah Gertrud eines Tages den geistlichen Knaben unter dem Moosdach stehen, die Hand über den Augen; sein helles Haar wehte, wie wenn der Sommerwind über einem reifen Flachsfeld spielt und webt.

Da trat Gertrud von der Gartenmauer zurück, denn er schaute eben zu ihren Rosen herauf:

„Was hat er so zu schauen?“ dachte sie, schüttelte den Kopf und ging ins Haus. „Ist halt der Blüemli!“

Am andern Tag kam sie vom Dorf her, als er wieder an der Ecke stand.

Jetzt sah sie ihn näher: fast wie gelbes Moos hing ihm das Haar am Haupt, und wenn die Sonne darauf schien, blitzte es einmal auf, als ob Goldfäden hinein gewoben wären.

Rot ward er mit einemmal, wie ein Bäumlein, wenn am Morgen die Sonne darauf schaut, trat einen Schritt zurück oder zwei, dann besann er sich, hob die Hand, wie wenn man ehrerbietig grüßen will.

„Er ist ein Kind, wie vor und eh!“ dachte Gertrud im Vorübergehen und musste das Lachen verhalten. Er musste zwei- oder dreimal den Anlauf nehmen:

„Eh, wenn ich fragen dürft', von den Teerosen möcht' ich gerne — für die Mutter im Garten „äugeln“ —, wenn ich dürfte holen!“

„Ja freilich!“ lachte sie ihm ins Gesicht, dass er um eine Farbe röter ward, „ja freilich, hol nur, grad jetzt, wenn's dir gefällt!“ und sie wartete fast mitleidig, wie einem Kind, das noch auf schwachen Füßen geht.

Er ging neben ihr hinan, ganz am Rand des Weges, bückte sich einmal in seiner Scheu nach einer Blume, die über den Wiesenrand hinaushing, suchte tastend ein paar Worte anzubringen, wie man spricht, eh man einander kennt. Doch Gertrud baute keck ein Brücklein zu ihm hinüber:

„Hast gern Rosen?“

Da kam er schon herüber; fast wie ein „Dankdir“ lag es in der Wärme seiner Worte.

„Ja die Rosen; — aber die Teerosen! — Im Seminar, da sieht man keine. — Nur den Himmel sieht man — mit den Wolken! — Die sieht man immer —, auch wenn man im Gefängnis wär —, oder im dunkelsten Kloster sieht man Wolken aus einem Fenster.“

Gertrud stieg langsamer hinan, schaute von der Seite nach seinem Gesicht, denn seine Augen schienen auch zu sprechen; sie waren grau, aber es schimmerte blau hervor.

Wie aus Gewohnheit blieb er stehen, blickte über Baum und Dorf zum Himmel, wo gerade ein paar Wolken hoch in Sonnenfülle über dem Wald hinzogen.

„Grad dort, — eh!“ sagte er, schon in den Anblick versunken und schaute stumm hinüber und trank mit den Augen. Einmal hob er den Arm und sprach wie zu sich:

„Das sind auch wieder einmal Wolken! Wieder die Schifflein und die weißen Schwäne dran!“

Gertrud hob den Blick zum Himmel und ihr Gesicht ward heller; aber Blüemli wusste nicht, ob vom Widerschein der weißen Himmelssegel oder vom Schalk, der hinter den zarten Vorhänglein ihrer Wangen sein Wesen trieb.

Doch sie schwieg. — Blüemli sprach mit einer Stimme, fast wie wenn er allein dastünde, leise, wie nach innen:

„Die haben wieder Sonnenlicht geholt und ziehen damit den armen Seelen zu, die im Leben im Schatten bleiben mussten. Jetzt dürfen sie wieder trinken bei dem Sonnenwetter!“

Gertrud senkte den Kopf und wagte ihn nicht anzusehen; rascher ging sie voraus, wie wenn eine Scheu sie triebe. —

Im Weiterschreiten blieb Blüemlis Auge noch an dem Bilde haften.

Da kamen sie vor Gertruds Garten; der hatte jetzt und eben sein Blumenfest. Gertrud ging selber das Herz auf, als sie mit Blüemli an die Tür trat. Es war, als ob seit diesem Morgen, da der seltsame Knabe neben ihr ging, ihre Augen empfänglicher geworden: in tiefern Farben sprach der Garten zu ihr.

Blüemli stand einen Augenblick und schaute in das blühende Farbenspiel hinein; er stand fast wie in Andacht und legte die Hände auf den Pfosten an der Tür. Gertrud war selber ein wenig ergriffen; aber da kam ihr in den Sinn, wie sie täglich an den Blumen vorüberging, oft eine pflückend, ohne mehr zu denken, als dass ein Blumengarten vor das Haus gehöre wie das Ringlein an den Finger und das Armband an den Arm. Nun ward sie fast ein wenig rot, als Blüemli vor ihrem Reichtum wie ergriffen stand.

„Dünkt es dich schön?“ fragte sie, um ihn aus seinem Schweigen zu wecken. Aber er antwortete nicht; in seinen Augen leuchtete ein tiefes Blau, und wie wenn er starken Wein getrunken, hob er den Arm:

„Dort! eh, die haben heute Fest! Wie sie jetzt leuchten und lauschen mit ihren Augen! Lächeln und nicken mit der Seele, froh, wie die Menschen und Kinder, wenn sie beieinander sind.“ — Als ob er mit den letzten Worten an einer zarten Wunde gerührt, hielt Blüemli inne, und sein Blick blieb wie in verhaltenem Schmerz auf den roten Nelken haften, die eng beisammenstanden. — Dann ward sein Gesicht wieder heiter; wie wenn er eine lang gesuchte Schwester grüßte, trat er hinüber zu der Teerose, die etwas abseits von den andern stand.

„Bist da? — Hast Langezeit?“ fragte er und schaute besorgt nach der Sonne, die jetzt hinter einer Wolke war.

„Sie hat lange Zeit nach der Sonne,“ sagte er leise wie im Mitleid und kehrte sich nach dem Mädchen, das bislang, ungläubig lächelnd, an der Hecke gestanden.

„Das ist die Sonnenseele, und wenn die Sonne hinter Wolken ist, dann wird sie traurig; aber am Morgen, wenn sie heraufkommt hinterm Wald, da wird sie ein wenig rot und zittert bis auf die Äderchen hinein, die sie durchziehn. Die roten Äderchen im Herzblatt, ist's nicht, man sieht die Blättlein atmen und spürt die Sonnenseele hauchen?“ — Wie ein Quellbächlein im Tauwetter sprudelten die Worte hervor.

Er fuhr mit der Hand über die Blume wie über eines Kindes Wange und schaute einmal hin nach dem Mädchen, das zögernd nähergetreten. Jetzt beugte sie sich über die Rose. Aber alles geschah fast ihm zu Gefallen, da sie gewahrt hatte, wie er einmal von seiner Rose weg beinahe traurig nach ihr geschaut.

Wie sie nun mit angehaltenem Atem über dem Blumenwunder standen, als möchten sie seinen leisen Pulsschlag gewahren, rührte sich unter dem zarten Hauch ihres Mundes ein Blatt der Rose; beide Augen mochten gleichzeitig die sanfte Schwingung erfassen und beide einen Augenblick den Gleichklang ihrer Seelen spüren: ihre Blicke trafen sich. Er ließ die Blume los, Gertrud trat zurück, und ein paar Minuten lang schwiegen beide.

Als Gertrud das Blut in den Wangen spürte, sprang ein leiser Trotz in ihre Worte:

„Und wenn ich Rosen äugeln könnt'!“ sagte sie, „die roten wären mir doch lieber!“ und trat wie zur Bestätigung der Worte zu den andern.

Blüemli sagte nichts, beugte sich schwer atmend über einen Zweig:

„Und ich — dürfte ich — von den gelben schneiden?“ stotterte er.

„Ja und freuen wird's mich, wenn sie wachsen in deinem Garten!“

„Ja,“ sagte er, und fast schmerzlich, als ob er sich an einem Dorn geritzt, verzog er die schmale Lippe.

„Ja, dann bin ich wieder fort, wenn sie wachsen!“

„Und kommst wieder!“

Er schwieg, aber im Gehen hielt er ihr schüchtern die schlanken Finger hin. —

„Ich komm dann schauen, wenn sie blühen!“ sagte sie, und wie sie ihn armütig stehen sah, da erwachte das Mitleid; sie gab ihm die Hand und ließ sie warm in der seinen, leis erzitternden liegen.

Fast als blendete ihn die Sonne, die wieder in ihre blaue weite Bahn getreten, taumelte Blüemli aus dem Garten.

Gertrud stand noch eine Weile, schaute nach den Rosen hinüber, ging dann kopfschüttelnd hinein, fing ihr Hauswerk an, wollte singen dazu, wie eh und immer; aber mitten in der Melodie hörte sie auf. — —

Die Tage darauf, wenn sie nach den Teerosen blickte, stand Blüemli vor ihr mit leicht geröteten Wangen und weit geöffneten Kornblumenaugen. Sie musste lächeln; auch, was er über die Seele der Rosen gesagt, machte sie lächeln. Aber Blüemlis Worte schimmerten in ihrem Seelengärtlein nach wie farbige Schmetterlinge und tauchten immer wieder irgendwo auf.

Eines Abends blieb sie stehen: aus einem Fenster unten im Dorfgrund drang eine Musik; aber so fein sangen ihre Stimmlein, dass Gertrud an die Rosenseele denken musste.

Und diese Melodie, wehmütig, wie Blüemlis Gesicht, wiederholte sich jede Nacht, und Gertrud horchte aus ihrer Kammer nach ihr, hörte ihr Herz pochen, drückte den Kopf in die Kissen.

Am Tage lachte sie bald im Unmut, bald im leichten Spott über ihr kindisch Köpflein, dass sie des seltsamen Knaben blumenbuntes Wesen nicht vergessen konnte, das doch nur Traum und Fieber war.

Einmal noch fand sie Blüemli an einem Sommertag oben am Waldesrand, über dem Dorf, wo sie im Schatten gesessen, während ihre Heuerleute ein volles Fuder herein nach der Scheune führten. Im geheimen Schatten eines Waldrandbaumes wollte sie die Rückkehr des leeren Wagens erwarten, während die Arbeit auf der nahen Wiese ruhte.

Ihre Gedanken gingen von ihrem kühlen Ausblick weit und wuchtig wie junge Wandervögel über das Dorf hinaus an die Berge hinüber, die dort ihren weißen Schmuck in der Sonne leuchten ließen.

Einen fasste sie ins Auge, der über alle ragte, recht wie lockender Reichtum.

„Ja," dachte sie bei sich und nahm kein Auge von der Spitze des Firnes, „ja, das wäre einmal eine Lust, dort in die blaue Höhe zu steigen mit einem herzhaften Manne, der das Leben saftfrisch in die Hand nimmt und zum blustroten Glück steuert."

Da hörte sie weiter unten am Waldrand ein leises Rascheln, wie wenn Zweige tastend umgebogen werden. Blüemli beugte sich über eine Blume am Waldrand, hielt sie lang am Stengel in der Hand und schaute sie an; fast behutsam ließ er sie los, sacht, wie man ein Kindchen aus der Hand lässt.

Dann stand er eine Weile und blickte in das Land hinaus. Als er die Heumahden auf der Wiese gewahrte, blieb er wie gebannt davor stehen. Neben einer Mahde lag Gertruds weißes Tüchlein, das ihre Stirn vor der heißen Sonne geschützt hatte. Blüemli fasste es, hob es auf; — Gertrud kam die Teerose in den Sinn, als er ihren Zweig gefasst. — Lange schaute er das weiße, fast durchsichtige Tüchlein an, wie wenn er ein Gesicht darin erblickte. Dann schien auf einmal ein wilder Schmerz erwacht, eine Sehnsucht aufzulodern. Er stürzte hin und begrub den Kopf im Heu. Einmal kam ein erstickter Seufzer herauf, als ob er bitter weinte.

Gertrud war klopfenden Herzens in die Tiefe des Waldes getreten und auf Umwegen heimgeeilt. — —

(Schluss folgt.)